

Vertrieben [Fortsetzung]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 48

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 48
XX. Jahrgang
1930

Bern,
29. November
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Ernst Oser.

November.

Licht umflammtes Gold der Blätter,
Die dort welken windverweht,
Schürft dein Schritt auf allen Wegen,
Wenn das Jahr zu Ende geht.

Sroh und blau lacht noch der Himmel,
Silbern funkeln Tag um Tag ...
Aber müde liegt der Anger
Und es schweigt der Amselschlag.

Bald deckt Sluren, Hang und Wälder
Eines Winters Hülle ein,
Weithin atmen weiße Felder
Ihres Schlags Geborgensein.

Alte Häuser im Herbst.

Alter Häuser braune Front
Liegt in Glut und Glanz gegossen.
Ihrer Gärten Hang umsonnt,
Träumt, vergangenheitsumflossen.

Jahre gingen, stillvertraut,
Durch die hohen, hellen Zimmer,
Und was Trutz und Treu' gebaut,
Birgt entschwindner Tage Schimmer.

Sernher nur brauft neue Zeit,
Ewiggleich den Strom zu Süßen ...
Wie aus Weltvergeffenheit
Slammt der alten Häuser Grüßen.

Vertrieben.

Erzählung von Johanna Siebel.

3

Anna Wirz atmete tief auf. Es wehte wie eine Erleichterung über sie hin.

Ich geleitete die drei in den Wagen. Anna drückte sich demütig in eine Ecke.

Margrets Blaudemund war auf einmal merkwürdig stille geworden. Grüblerisch blickte sie auf die Frau; sie schien irgend ein Unverständliches nicht fassen zu können. „Hast du deinen kleinen Kindern denn nun wirklich nicht Adieu gesagt? Wissen sie nicht, daß du nun weit — weit fahrt?“

Anna Wirz schlug die Augen nicht auf bei der Frage; sie sagte auch nichts. Aber ihre Blässe wurde flammend rot.

„Einsteigen!“ rief der Kondukteur von draußen; „gefälligst alles einsteigen!“

Schleunigst verließ ich den Wagen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Anna Wirz hatte sich jäh noch einmal emporgerichtet. Hochauf stand sie da; ganz weit die Augen.

Mir war, ich hörte ihre arme, bebende Stimme, die sich so mühsam zu verständlichen Worten zwang:

„Ach — und der Bubi! — der ist ein so lieber, und er plaudert so nett!“

Die Tage gingen ins Land. Blaue, selige Sommertage; leuchtend und tief spannte sich der Himmel über die Erde.

Ich erwartete Alaras Brief mit Spannung. Sie berichtete häufig und natürlich war auf den engbeschriebenen Blättern in der Hauptsache von Anna Wirz die Rede.

Alara erzählte, daß sich das stille Geschöpf gut einlebe und unaufhörlich tätig sei von früh bis spät. In ihrer geräuschlosen, sorgfältigen Arbeit fände sie selbst die Anerkennung von Fritz.

Alara schrieb, daß er Anna, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, die nicht viele Unterscheidungen kannte im Verkehr mit seiner Umgebung, noch niemals laut angefahren habe, ja, daß sein Benehmen gegen Anna Wirz zu ihrer stillen Freude und Genugtuung etwas nahezu Ehrerbietiges in sich trage. Anna sehe auch ein wenig wohler aus und kürzlich habe sie gesagt, nun hätte sie sich seit Jahren wieder einmal satt essen können. Abends stride und nähe sie für ihre kleinen Kinder. Alara hatte an einigen Nachmittagen auch mit ihr zusammen allerhand Ködchen und sonstige Kleidungsstücke angefertigt und das erste Paket war schon an die Kleinen abgegangen.

Aber Anna Wirz hatte nicht gewollt, daß man als Absender ihren Namen nenne; es schein überhaupt, als ob

sie in einer ständigen unruhvollen Angst lebe. „Sie lauscht oft hinaus“, schloß Klara ihren letzten Brief, „und ich selber lasse mich von all der heimlichen und unausgesprochenen Qual in ihr so anstecken, daß ich mich ordentlich zusammennehmen muß in ihrer Nähe. Das arme Weib sucht zu lächeln und dankbar zu sein, wenn sie mich sieht. Aber diese Mutter ohne Kinder greift mir unsagbar ans Herz, Helene. Gut, daß du bald kommst!“

An einem wunderseligen, goldklaren Septembertage reiste ich an den Genfersee. Duft und weiche hoheitsvolle Schönheit lagen über der Welt. Die blauen Fluten, die lieblichen hellen Gestade und die himmeltrebenden Berge mit ihrer schimmernden, Strahlen zudenden Ewigkeitskrone vereinigten sich zum gewaltigen Schöpfungsliede, dessen herrlicher Vollaufford die Seele fast beängstigte.

Ich war mit der Berner Oberland-Montreux-Bahn durch das prunkende Land gefahren und kam gegen Abend in Montreux an.

Mein Schwager war an der Station und holte mich ab.

„Welche Ehre, Fritz, dies ist ja ganz ungewohnt; aber wo sind denn Klara und Margret?“

„Zu Hause; Klara fühlt sich nicht ganz wohl; sie hat auch zu tun!“

Fritz sagte dies alles ein wenig geheimnisvoll und sah mich von der Seite an.

Wir nahmen das Tram und fuhren hinaus nach dem lieblichen Clarens. Ich war aber plötzlich seltsam beunruhigt. „Was ist denn los, Fritz?“

„Ach, es ist wegen dieser Anna“, entgegnete er, „am Ende konnte man ja voraussehen, daß es so kommen mußte. Wir haben jetzt natürlich die Ungemütlichkeit davon. Na, Klara kann dir von allem erklären; — das habe ich nun von eurer Gutmütigkeit!“

Da ich an Fritz' Stimme und Ausdruck merkte, daß er verdrießlich war, drang ich nicht weiter mit Fragen in ihn.

Das Tram hielt. Margret stand im weißen Kleidchen an der Straßenecke und jauchzte mir von weitem entgegen.

Bald darauf saß ich in einem der bequemen Korbstühle oben auf dem Balkon und Klara schenkte den Tee ein. Sie sah blaß und angegriffen aus. Zuweilen strich sie sich in einer müden Bewegung über die Augen.

„Was fehlt dir, Klara?“

„Du mußt dir keine Sorgen machen, Helene, aber es war viel, was gestern über mich dahinstürmte; es reißt an mir, ich komme nicht los davon!“

„So erzähle doch endlich, Helene, den ganzen Hergang“, drängte Fritz, „siehst du denn nicht, wie ihre Augen vor Spannung brennen?“ Er zündete sich eine Havanna an und setzte sich in der behaglichen Haltung eines Menschen zurecht, der geneigt ist, eine interessante und angenehme spannende Geschichte anzuhören.

Klaras schöne dunkle Augen füllten sich mit Tränen. „Die arme Frau tut mir so schrecklich leid!“ sagte sie gepreßt, „vielleicht hätte ich ihr doch abraten sollen; vielleicht ist dies alles nur zu ihrem größeren Unglück!“

Fritz blies gemächlich einige zarte Rauchringe in die Luft, deren Werden und Vergehen er aufmerksam verfolgte; „rege dich nur nicht unnötigerweise auf, Klara! Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wenn sie's lieber so hat!“

„Und wenn sie nun zugrunde geht daran?“ fragte Klara, „was dann?“

„So leicht gehen Frauen nicht zugrunde!“ meinte Fritz und klopfte die Asche von seiner Havanna; „die meisten haben eine Art zäher Raizenatur; damit kann man getrost rechnen!“

Klara sah ihn flüchtig an; dann blickte sie eine Weile still vor sich nieder, wie um sich alle Vorgänge des letzten Tages erinnernd zurecht zu legen.

Nach einer kleinen Zeit begann sie: „Gestern morgen erschien auf einmal ein Bote aus der Wirtschaft dort drüben an der Straße, Anna Wirz möchte schnell hinüberkommen, ein Bekannter sei da, der sie zu sprechen wünsche.“

Anna kam mit der Botschaft zu mir und fragte, was sie tun solle; sie war ganz blaß und bange Furcht schaute aus ihren Augen.

„Wenn jemand Sie zu sprechen wünscht, Anna“, riet ich, „so lassen Sie ihn hieher kommen!“

Anna blickte mich noch angstvoller an: „Es ist vielleicht am besten, ich sehe gar niemand, Frau Doktor“, meinte sie und preßte die Hand aufs Herz.

„Wie Sie meinen, Anna, dies müssen Sie selber wissen!“

Der Bote ging wieder, kam jedoch nach einer Weile zurück und sagte, es sei unbedingt nötig, daß die Frau herüberkomme, ein Mann mit einem Kind sei da.

Annas Mund öffnete sich ein wenig, als ob sie etwas fragen möchte; sie brachte indessen kein Wort hervor.

„Soll ich den Mann und das Kind bitten, hinauf zu kommen?“ fragte ich.

Erst machte das Weib eine dumpfe, abwehrende Bewegung; dann nickte sie. Wieder legte sie die Hand aufs Herz und ein banges Lauschen machte ihre Augen ganz weit.

Dann drängten sich andere Vorstellungen in ihre armen Gedanken und hilflos abgebrochen, fast unverständlich flatterte es von ihren Lippen: „Ich bin auch noch nicht fertig mit meinen Arbeiten — Frau Doktor — ich habe — auch noch nicht die Schlafzimmern ganz in Ordnung, und die Teppiche — einfassen — und —“

„Lassen Sie nur, Anna!“

Sie stand draußen im Korridor, das Morgenlicht lag auf ihrer schwächtigen Gestalt und spielte leise auf ihren blonden Haaren; wie feine Strahlchen ging es davon aus.

Da kam es mit schweren Schritten die Treppe hinauf, und daneben ungefüge kleine; das waren Kinderfüßchen. Hastig näherte sich Anna der Türe. Aber dann blieb sie stehen. —

Es schellte. Rasch — ungestüm. Anna machte auf; ein wenig nur. Ein kleiner, süßer Jungenkopf mit lichter Haaren lugte durch die Spalte; zwei runde Arme hoben sich: „Mama!“

Da beugte sie sich nieder und riß den Knaben an ihr Herz. Hungrige Rüsse suchten seine Wäddchen, seine Stirne, die Augen, den roten Mund.

„Bubi, mein Bubi!“

Sie traten in den sonnendurchfluteten Hausflur.

Für den jungen, schlanken Mann, der seine Mühe verlegen zwischen den Händen hielt, hatte sie keinen Blick und kein Wort.

„Grüß Gott, Anna!“ sagte der Mann. Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Gelt, nun freust du dich doch! Ja, das hab' ich mir wohl gedacht! Gelt, der Bubi!“

Sie schaute flüchtig auf, sagte aber noch immer kein Wort.

Dann beugte sie sich wieder nieder zu dem Knaben.

Sie küßte ihn, sie lachte auch dazwischen; aber es war herzerreißend, dieses Lachen zu hören und zu sehen. Sie fragte auch nach dem Grilki und dem einjährigen Marieli.

„Ja! nun kann es Mama sagen!“ berichtete der Bubi; „es hat es gelernt auf dein Kommen!“

Der Mann fingerte von neuem an seiner Mütze und kam unbeholfen einen Schritt näher.

„Wir wollen dich bitten, wieder mit nach Hause zu kommen, Anna!“

Da ließ Anna jäh den Knaben los. Als ob alles gewesene und alles kommende Elend riesengroß vor ihr aufstiege, so entsetzt blickte sie auf den Mann.

„Du weißt doch, wie alles war!“ würgte sie hervor. Wie in der Abwehr vor etwas Entsetzlichem hoben sich ihre Hände: „Nein, ich komme nie mehr zurück! Davor schütze mich Gott!“

„Aber wir können es nicht ohne dich machen, Anna! Die Person, die ich zu den Kindern getan habe, vergebend die Sachen. Sie versorgt die Kinder elend; keines kommt zu seinem Recht bei ihr. Das Marieli ist ganz hinfällig geworden! Solltest es sehen! Nicht wieder zu erkennen ist es!“

„Die Stadt wollte die Kinder rechtschaffen versorgen!“ murmelte Anna mit versagender Stimme, „der Armenpfleger hat es mir doch versprochen, ganz fest hat er es mir versprochen!“

„Ich trenne mich aber nicht von meinen Kindern!“ sagte der Mann und schaute finster vor sich hin, „zu mir gehören sie und bei mir bleiben sie. Und du gehörst auch zu uns, Anna!“

In seine schroffe Stimme kam ein weicher, bittender Klang; er streckte Anna die Hand hin: „Sag ja, daß du kommst!“

Verzweifelt schaute Anna auf den Mann, wie unbewußt glitten ihre Finger über die Narben in ihrem zarten Gesicht, hier eine und da eine — und da, und jede einzelne bedeutete lange Stunden der blutenden Not.

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, ich komme nicht mit!“

Der Mann gab sich einen Ruck; er schien mit Gewalt an sich zu halten, seine Stimme war unterdrückt und hatte einen barschen Ton: „Anna, ich habe die weite Reise gemacht und habe beim Meister Geld geborgt, fünfzig Franken, um zu dir zu fahren. Ich habe den Bubi mitgebracht. — Anna, komm mit! Ich verspreche dir auch —“

Da schrie die Frau auf: „Versprich du doch nichts! Versprich du doch nichts! Jedes Wort ist ja eine Lüge. Du hast noch nie die Wahrheit gesagt! Es wird mir gallig bitter im Munde, wenn ich an deine Versprechungen denke!“

Wieder rückte der Mann an seiner Mütze; unbeholfen schob er die Schultern hin und her. Nach einer Weile sagte er: „Dann mußt du mit mir vor den Friedensrichter kom-



S. v. Desregger: Ein neuer Hausgenosse.

men! Der Meister will eine Bescheinigung haben, daß ich das Geld richtig für die Reise zu dir verwendet habe und will deine Unterschrift. Du sollst es mir auch vor dem Friedensrichter bezeugen, daß ich dich habe holen wollen und daß du nicht willst zu mir und den Kindern. Schwarz auf weiß muß ich das haben! Er schaute mich an: „Kann die Anna abkommen, Madame?“

Ich nickte.

Anna wandte die bittenden Augen zu mir und ihre Worte zögerten: „Wollen Sie uns begleiten, Frau Doktor?“

„Wenn Sie es wünschen, gerne, Anna! Aber zuerst sollten Sie Ihrem Mann und dem Kleinen etwas zu essen geben!“

„Danke!“ sagte der Mann, „wir haben schon ein Morgenessen gehabt; es braucht sich keine Mühe zu machen!“

Seine Stimme klang rau; ein unterdrückter Zorn zitterte darin. Die feinen, sich ringelnden Adern an seinen Schläfen traten ein wenig mehr hervor. Sonst machte er in seiner jungen schlanken Haltung eher einen sympathischen Eindruck. Seine Züge waren weich. Nur um die aufgeworfenen Lippen lauerte ein brutaler Zug. Er fuhr sich ein paarmal hastig durch die dichten, leichtgewellten, blonden Haare. „Dann mach dich fertig, Anna!“

(Schluß folgt.)

Gedankensplitter.

Jeder Mutter Kind ist das schönste. Das mag der Natur hingehen. Möge ihr nur der Verstand sagen, daß das beste jenes ist, das am besten gezogen ist.